



In der Terrassenhaussiedlung in Graz mischen sich inzwischen die Generationen. Das Wohnen hier ist sehr beliebt. Still aus dem Film „Der Stoff, aus dem die Träume sind“ von Lotte Schreiber und Michael Rieper, Bild: sixpackfilm

KOOPERATIVE ARCHITEKTUREN

NEUE MODELLE FÜRS LEBEN UND ARBEITEN IN DER STADT

VON RICCARDA CAPPELLER

Kollektive Wohnformen waren lange keine Konkurrenz zum Ideal des privaten Eigenheims. Seit einer Weile entwickeln sich allerdings gemeinschaftsorientierte Projekte, die mit ihrem vielfältigen Angebot eine echte Alternative darstellen. Entscheidender Unterschied zum Mehrfamilienhaus früherer Jahrzehnte ist oft, dass hier die Eigeninitiative der späteren Bewohner*innen am Anfang steht. Für Architekt*innen ergeben sich daraus vollkommen neue Möglichkeiten und Herausforderungen, wie unsere sechs Beispiele zeigen.



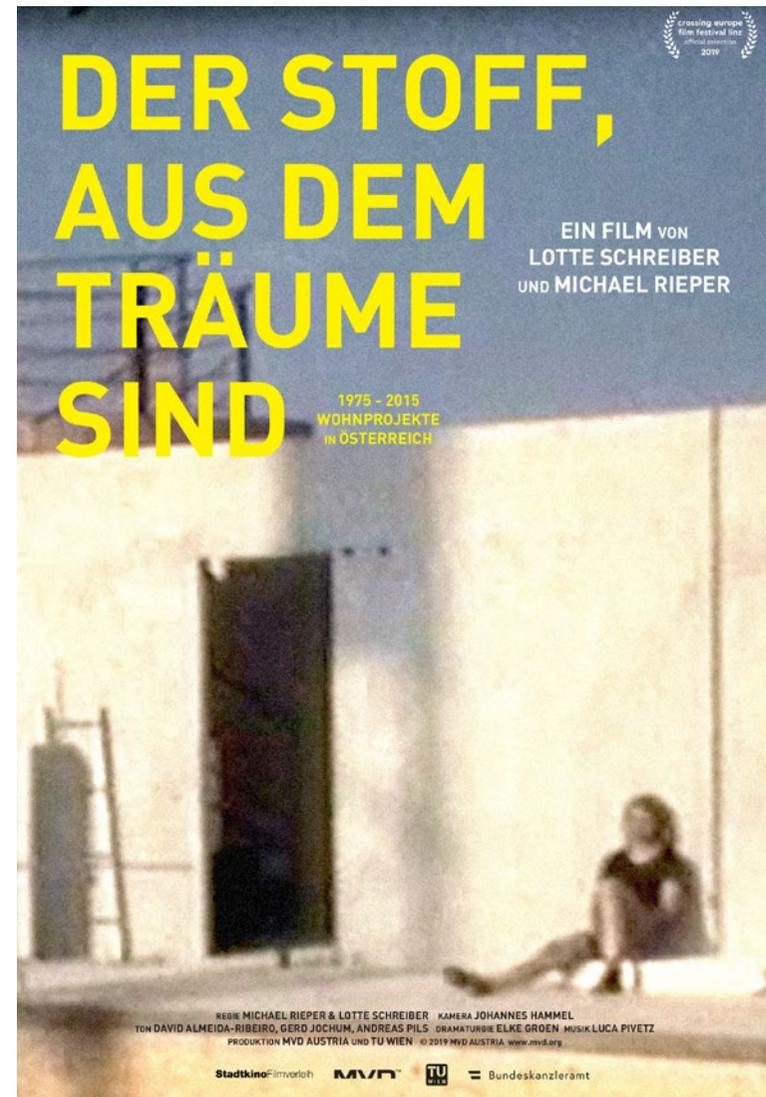
**„Wir suchen Platz für Ideen, Platz zum Leben
Wir suchen mehr Platz als ihr Lücken lasst
Weil wir uns nicht erdrücken lassen
Da sind doch noch ein paar mit Köpfen wie ein Wunderland
Voll Alternativen für ein Leben voller Neuanfang“**

Städte werden heute an vielen Stellen weitergebaut, neu gedacht oder umgenutzt. Alternativen zu entwickeln, um „Platz für Ideen“ und „zum Leben“ zu schaffen und dem Wunsch vieler Menschen nach Flexibilität, Freiheit und Austausch nachzukommen, ist dabei die Herausforderung. Es ist eine gesellschaftlich verantwortliche Aufgabe, die sich Architekten und Stadtplanerinnen immer wieder neu erschließen müssen: Die Vielfalt der Stadt als Netzwerk zu denken, gemischte Finanzierungsmodelle zu gestalten und zugleich mit flexiblen Lösungen und einem Sinn für Gemeinschaft zu verknüpfen. Insofern führt uns die Strophe des Songs „Unser Haus“ der Hamburger Hip-Hop-Band Neonschwarz am Ende des Dokumentarfilms „Der Stoff aus dem Träume sind“ direkt in die Zukunft und zu der Frage nach architektonischen Ansätzen für den urbanen Lebensraum. Michael Rieper und Lotte Schreiber, beide eigentlich Architekten, die nun Filme machen, portraituren in ihrem Film nicht nur sechs gemeinschaftliche Wohnprojekte, die zwischen 1978 und 2015 in Österreich entstanden sind, sondern zeigen auch, wie Menschen eigenfinanziert, genossenschaftlich oder im Syndikat zusammenleben, wie die gebauten und sozialen Strukturen entstanden sind, welche Schwierigkeiten sie mit sich brachten, und wie sie sich im Laufe der Zeit verändert haben. Das Spektrum reicht von den Eigentumswohnungen des „PkWs“ (Projekte kooperativen Wohnens) in Graz-Raaba (1978) über die riesige Anlage der Terrassenhaussiedlung in Graz-St. Peter (1977), einer Ökosiedlung in Gänserndorf (1988), deren bekannter Erweiterung, dem „Wohnprojekt Wien“ (2014) bis hin zum „Wohnprojekt Willy*Fred“ in Linz (2015), einem österreichischem Pendant zu den Projekten des Mietshäuser Syndikats in Deutschland. Der Fokus liegt auf den Menschen und ihren sozialen Verflechtungen, den Geschichten, die sie erzählen und den Möglichkeiten, die sie im Kollektiv für sich

Verschiedene österreichische Projekte im Film zeigen exemplarisch Formen des Zusammenlebens der letzten Jahrzehnte. Filmstills: sixpackfilm

gefunden haben. „Viele Leute haben auch Angst vor dieser Gemeinschaft, Angst davor, sich einbringen zu müssen, mitdenken zu müssen, arbeiten zu müssen – das ist schon eine Hürde“, sagt eine Bewohnerin des Wohnprojekts Wien, das von Einszu-eins Architekten in doppelter Rolle als Planer und Bewohner betreut und umgesetzt wurde. Hier leben heute hundert Bewohner für circa 7,60 Euro Miete pro Quadratmeter (plus Genossenschaftsanteile) unter einem Dach. Sie teilen sich außerdem eine Bibliothek, eine Gemeinschaftsküche, sechs Autos, eine Sauna und einen Kinderspielraum. „Ich war sehr glücklich, als ich allein gewohnt habe; ich hatte aber gleichzeitig das Gefühl, wenn ich weiterkommen will, wenn ich mich bereichern will, braucht es andere Menschen“, sagt ein anderer Bewohner. Trotz der Herausforderung, in einer Gruppe Fuß zu fassen, sich in Fragen des Zusammenlebens einig zu werden und einander tagtäglich zu tolerieren, nimmt die Suche nach Formen des Zusammenlebens, die Austausch und Abwechslung versprechen, zu. Das Grundprinzip: Weniger Individualraum zugunsten gemeinsam genutzter Flächen.

Denn „Zusammen ist man weniger allein“ – so ein Buchtitel von Anna Gavalda, die generationsübergreifendes Wohnen von Freunden aus verschiedenen Kontexten thematisiert. Das gemeinschaftliche Wohnen übernimmt in Zeiten, in denen die klassische Familienstruktur als vorherrschende Lebensform nicht mehr gegeben ist, gesellschaftliche Aufgaben und wird hoffentlich allmählich dem Traum vom Eigenheim zur Konkurrenz. Dies würde in Bezug auf Nachhaltigkeit, Flächenverbrauch, städtischer Dichte, soziale Mischung sowie Bau-, Unterhalts- und Mietkosten bessere Lösungen für die Zukunft unserer Städte versprechen. Gemeinschaftliches Wohnen ist damit nicht nur in sozialer, sondern auch ökonomischer, ökologischer und kultureller Hinsicht attraktiv. Was sich von Projekt zu Projekt deutlich unterscheidet, sind die Besitzverhältnisse, also das Regelwerk, das dem gemeinschaftlichen Wohnen zu Grunde liegt und seine Entstehung voranbringt. Heute laufen viele der neu entstehenden Wohnprojekte über Genossenschaften, Bauherrengruppen oder Organisationen wie dem Mietshäuser-Syndikat – eigeninitiierte Finanzierungs- und Organisationsmodelle, dank der die Gebäude langfristig dem Immobilienmarkt entzogen werden. In München Freiham, wo derzeit auf 350 Hektar ein neuer Stadtteil für circa 25.000 Menschen entsteht, wurden einige der Grundstücke von vorneherein für Baugemeinschaften und Genossenschaften reserviert. Die Stadt München, die bundesweit lange als Vorreiter einer zwar engagierten, aber eher konventionellen Stadtentwicklungspolitik galt, scheint mit solchen Maßnahmen ein Umdenken anstoßen zu wollen. Vielerorts wird



Lotte Schreiber und Michael Rieper, die Filmemacher, sind beide Architekten, die sich mit dem Thema Wohnen und Leben in Gemeinschaft auseinandergesetzt haben. Poster: sixpackfilm

es inzwischen nämlich zum Problem, dass die vom Stadtplanungsamt entwickelten Bebauungspläne nicht mit den heutigen fachlichen Erkenntnissen und Wohn- und Lebensvorstellungen übereinstimmen und selten die Möglichkeit zu experimentelleren Projekten bieten. Um Modelle für zukünftige Stadtentwicklungen zu fördern und langfristig in die Gesellschaft zu integrieren, müssen jedoch jene Prozesse hinterfragt werden, die der Entscheidungsfindung, dem Bau und der Kooperation zu Grunde liegen – so Francesca Ferguson in der Publikation zum „Make City“-Festival, das 2018 in Berlin stattfand. Zum Thema „Berliner Mischung“, das Bezug auf die Mietshäuser des 19. Jahrhunderts nimmt, die schon immer das Nebeneinander vieler Bevölkerungsschichten und Funktionen ermöglichten, wurde hier eine Vielzahl von zukunftsweisenden Projekten, flexibel nutzbarer Architekturen und gemeinschaftlichen Wohnmodellen präsentiert. Als Referenzen für mögliche Formen des heutigen Zusammenlebens gelten aber auch die 2017 in der von EM2N und Andreas und Ilka Ruby fürs Vitra-Designmuseum konzipierten Ausstellung „Together“ gezeigten Beispiele.

Es ist jedoch nicht nur das Gerüst des Wohnens, das uns als Architekt*innen interessieren sollte, sondern auch das, was es später lebendig macht. Könnten unsere Häuser zum Beispiel sprechen wie im Roman „Gott wohnt im Wedding“ von Regi-

na Scheer, so würden sie von all den Menschen berichten, die in ihnen ein und ausgegangen sind und sie geprägt haben. Von den kleinen und großen Familien, den Arbeitern, die zu zehnt auf dem Fußboden schliefen, dem Einsiedler, der nie Besuch empfing, den Einwanderern, die zum Kulturen-Mix beitrugen, den vielen frohen und bunten Festen, die die Hausgemeinschaft zusammenbrachten, den Ameisen, Mäusen und dem Ungeziefer, das in den Wänden wohnte oder dem Kommen und oft auch wieder Gehen der Immobilienhaie auf der Suche nach neuem Fressen. Wie aber lassen sich diese Komponenten planen? Welche Projekte zeigen gelungene Formen des Zusammenlebens im städtischen Kontext? Wie sind sie organisiert, welcher Größenordnung entsprechen sie und wie wurden sie umgesetzt? Und werden sie sich auch für die Generationen nach dem Erstbezug eignen?

Im Folgenden zeigen wir Projekte, die ganz unterschiedliche Herangehensweisen an das Thema Wohnen und Arbeiten in der Stadt erkennen lassen. Es sind Berliner Vorhaben, die im vergangenen Jahr entstanden sind, oder die sich noch im Entstehungsprozess befinden und verschiedene Konstellationen der Bewohnerschaft, aber auch variierende Eigentumsstrukturen aufweisen. Das Wohnen in der Lynarstraße von Schäferwenningerprojekt als genossenschaftliches Wohnprojekt mit Clusterwohnungen, das „Quartier wir“ von Deimel Ölschläger als Mischform eines Genossenschafts- und Eigentumsmodells mit einem großen öffentlichen Quartiersplatz sowie das Kreativquartier in der Richardstraße, das im Auftrag eines privaten Bauherrn von dreigegebenen umgestaltet wurde. Hinzu kommen drei Projekte aus Weimar, Bratislava und Barcelona, die das Thema um weitere Aspekte ergänzen.



Die Eigentumswohnungen des PKWs (Projekte kooperativen Wohnens) in Graz-Raaba sind 1978 entstanden, ein frühes Beispiel. Foto: sixpackfilm